

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1936 / NR. 6



Marienplatz

H. R. Lichtenberger

NEUER BEGINN

Von Claus Th. Rohmert

*Wie groß ist das Leben, wie klein der Tag
im Singen und Schwingen der Zeit!
Wer fürchtete bei ihres Pendels Schlag
noch Traurigkeit?*

*Aus täglichem Kampf um Liebe und Licht
erhebt sich die Weltmelodie,
und gäbe es Sturm und Wetter nicht,
wie arm wär' sie!*

*Ein Jubelton liegt über jedem Beginn,
ob Sonne, ob Regen gilt gleich.
Wir ziehen mit fröhlichem Mut dahin:
Welt, bist du reich!*

DAS MÖBELWUNDER

Von Bruno Corra

(Aus dem Italienischen von Carl Georg Asperger)

Der Salon eines Landhauses. Große Möbel aus Eiche mit viel Handwerkserei. Ein runder Tisch, zwei Eckstühle, ein Sofa, fünf Armstühle, ein Schreibtisch und ein Schrank mit einem Geheimfach. Es sind die Meisterstücke des Hausbesitzers, des Dorfmeisterleutnants Edmund Pastor.

Der Schrank mit seinen vierundzwanzig kleinen Türen und den vierundzwanzig Messinggriffen ist ein wahres Wunderwerk. Nimmt man die sechste und achtzehnte Lade heraus und zieht kräftig an den in der Tiefe der beiden Abteilungen angebrachten Griffen, so sieht man zwei Metallhebel in Bewegung, wodurch eine zwischen den zwei Ladenteilen befindliche Klappe aufspringt und ein Geheimfach enthüllt. An jeder der vier Wände des Salons hängt ein länglichrunder Spiegel im Goldrahmen.

Wenn sich die Spiegel auf einen Augenblick des Gesichtes Edmunds bemächtigen können, rufen sie ihm zu: „Sieh dich an, sieh dich an!“ Die breite, hohe Stirne, die schwarzen Augen, die kräftige Nase, das viereckige Kinn lassen auf männliche Latkraft schließen. Nicht so der Mund, der kindlich ist, naiv. Wenn man seinen Gesichtsausdruck wieder beobachtet, nachdem man seinen Mund betrachtet hat, dann entdeckt man auch in den anderen Einzelheiten eine gewisse Schwäche. Er ist ein Mann, der nie von selbst auf etwas kommen wird. Man mußte zu ihm sprechen, ihm zuflüstern. Die Möbel geben sich alle rechtliche Mühe, lassen ein Knarren hören, ein Wimmern.

Sie sind Edmund zugetan, sie lieben ihn. Nach seinem mühevollen Tagewerk bringt er in seinem Haar, seinen Kleidern, an seinen Händen den belebenden Geruch frischen Holzes mit heim. Und jeden Sonntagabend, wenn er von seinen Jagdausflügen nach Hause kommt, füllt Walds- und Feldblumenduft, Moos- und Harzergeruch die Zimmer. Die Möbel träumen von ihrem früheren Dasein: Funken zwitschern auf dem Sims des Schrankes, warmer Aprilregen rieselt auf die runde Tischplatte nieder. Aber wenn Juliana in das Zimmer tritt, ist der Zauber gebrochen. Ihren Kleidern entströmen scharfe, unnatürliche Düfte. Es ist ein jüdes Gewand. Die Möbel haßen Juliana. Es ist eine Qual für sie, ihren Haß nicht ausdrücken, die Frau nicht anklagen zu können.

Juliana bewundert ihr Gesicht in einem der länglichrunder Spiegel. Der Tisch, auf den Edmund sich gesetzt hat, möchte ihm zurufen: „Sieh sie dir doch an!“ Blondes Haar, schmale Lippen, helle Augen, etwas Duftiges und Ungreifbares. Eine durchsichtige Mätzenvolle, erfahren in der Kunst, sich drei oder vier Wunden zu gleicher Zeit anzuerkennen und sie am Hängelband auf den blauen Wogen des Himmels umherzuführen... Edmund wird ihre Untreue nicht entdecken. Er ist aus weichen Lindenholz geschnitten. Den ganzen Tag verbringt er in seiner Werkstatt, fern von dem Wohnhaus. Preimal in der Woche kommt aus der Stadt der hübsche Musiklehrer mit der langen schwarzen Künstlermähne heraus, um Klara Stunden zu geben, Edmunds Tochterchen aus erster Ehe. Juliana ist Edmunds zweite Gattin, sie ist viel jünger als er. Seit einem Jahr fährt sie sehr oft in die Stadt. Zum Zahnarzt? Zur Schneiderin? ... Ein leises Knarren des runden Tisches. Ein Knarren des Schrankes. Dann wieder Schweigen. Sie werden nie sprechen können. Auf einem Ständer steht auf dem Schrank grün, gelb und blau der Papagei Toto, der seit drei Jahren tot ist. Er sieht wie ein Symbol aus, das Symbol des Unvermögens, zu sprechen. Wenn der Salon leer ist, richtet sich der Blick aller Gegenstände auf den Schrank, der in dem bewegungslosen Drama die erste Rolle spielt. In dem Geheimfach, im Herzen des von Edmund geschaffenen Möbelstückes sind die von dem Lehrer an Juliana gerichteten Briefe versteckt: flammende Worte auf himmelblauem Papier.

Schweigen. Ergebung. Tragik der Unbeweglichkeit. Die vierundzwanzig Messinggriffe an der Brust des Schrankes sind vierundzwanzig Kettenriegel. Die zweiunddreißig Liebesbriefe sind zweiunddreißig Bleiplatten. Wird er sich von dem Alp, der sein Herz zu erdrücken droht, nie befreien können? Dinge können nicht sprechen. Juliana tritt in den Salon, versperkt die Tür, nimmt die zwei Läden heraus, zieht an den zwei Hebeln und macht die Last des Geheimnisses noch um einen dreihunddreißigsten Brief schwerer. Sie lächelt, stolz über ihre Kühnheit. Wie oft lebt sie Julia, wenn er mit ihr spricht, den Rücken an sein Lieblingsmöbelfstück! Man sieht seine große Hand gestreckt an der Stelle verweilen, wo sich die, selbst mit einem Vergeßerglas kaum



Mädchenbildnis

Rolf v. Hoerschelmann

unterschiedbare Klappe befindet ... Sie lächelt und verläßt singend das Zimmer. Die Leichtigkeit, mit der die musikalischgewingten Silben ihrer Kehle entflattern, scheint den zur Unbeweglichkeit, zum ewigen Schwärzen verurteilten Dingen ein Wunder.

Doch eines Abends geschieht ein noch größeres Wunder. Da kleine Klara tritt in den Salon, dreht das Licht an und lehnt die Tür zu. Was macht sie? Spricht sie mit sich selbst? Ihre Stimme klingt ganz sonderbar, anders als sonst. Dann ruft der Vater sie zum Abendessen. Klara eilt davon. Sie hat das Licht abgedreht. Aber ein leichter Schimmer bleibt im Dunkel hängen, eine Stimme lebt weiter in dem leeren Salon. Die vier länglichrunden Spiegel starren verblüfft auf den

ausgestopften Papagei. Ist der sprechende Vogel vielleicht zu neuem Leben erwacht? Nein, Loto schwiegt noch immer. Da richten die Spiegel ihren Blick auf das am Nachmittag neu hinzugelassene Möbelstück. Es ist ein Pferschrank aus Kirschholz, mit zwei fensterartigen Öffnungen an der Vorderseite. Und dieses Möbelstück spricht, singt, spielt. Der schwache Schimmer, der zwei zarte Gobelins auf die gegenüberliegende Wand zeichnet, kommt aus dem kleinen Schrank.

Es ist eine Offenbarung, das Wiederaufleben einer verlorenen Hoffnung. Edmund, Juliana und Klara laufen jetzt allabendlich dem kleinen Rundtischschrank, der unermüdlich spricht, plaudert, Vorträge hält, eifert, lacht. Nach kurzer Ruhepause ändert das geniale Wesen



München bei Nacht

H. R. Lichtenberger

aus Kirchholz seine Stimme. Es hat zwei, drei, vier Stimmen: Sie sind verschieden und gehören doch alle ihm. Wieder eine Ruhepause. Und der tausendfüßige Joverg Holt tiefer Atem, und aus seinem Inneren dringt der süße Schmelz eines Liedes, schmettert das polophone Brausen eines Orchesters, rauscht der Beifall einer begeisterten Menge. Juliana und Edmund sitzen erst in ihren Lehnstühlen, den Kopf gesenkt, das Kinn in die Hand geküßt. Der Schrank blickt Juliana an und frohlockt. Warum sollte das, was der kleine Kirchholzkasten kann, für ihn unerreichbar sein? Er beobachtet das kluge Möbelstück aufmerksam.

Dann wartet er, bis das Jämmer wieder zur Gänge den Gegenständen gehört, um den ersten Versuch anzustellen. Er stemmt die Brüste gegen den Boden, spannt alle seine Fasern an, plagt sich mächtig, um die vogellose Luft in seinen Laden durch einen Atemzug zu beleben, glaubt schon, in seinen zu ewiger Schlafsucht verurteilten Herzen ein leises Pochen zu spüren und das Knacken der Hebel, das Aufspringen der Klappe zu hören ... Nichts. Mit leisen Knarren spricht ihm der große Tisch Mut zu. Die weit aufgerissenen Augen der Spiegel treten aus den Rahmen hervor. Der Scheibstisch flüstert kühe ähnelnd, daß er an die Möglichkeit des Wunders glaubt. Nichts. Der Schrank steigert die verzweifelte Anspannung seines Willens. Er will den Namen seines Herrn hinausschleusen: „Edmund ...!“ Nichts.

Über einen Sonntagnachmittag im Juni verbeißt Edmund mit seiner Frau im Salon. Dunkel und drohend hängt der Himmel über den Klauen, ein Regenguß schließt sich an, den Dursel der ausgedörrten Erde zu stillen. Windstöße greifen nach den Baumspitzen und schütteln sie.

Die Möbel wünden sich, knarren, krachen, knirschen, wimmern unter dem Einfluss der entfesselten Elemente, die sie einst in bejagender Freiheit kannten. Das Eichenholz des Schrankes beschwört die Stunden der Leidenschaft herauf, die es in den Armen des Gewitters durchlebt hat. Es fühlt sich wieder lebendig und jung. Wie im Traum erlebt es das phrenetische Hin- und Herbewegen der Äste im trunkenen Tanz des Sturmes wieder. Das Rauschen der vom Wind gepeitschten Blätter erwacht in den vierundzwanzig Laden, in den entweichenden Herzen. Der ganze Schrank bebt. Ein Lebenshauch zuckt durch seine Fasern. Sich aufrütteln! Leben! Jetzt oder nie! Edmund sitzt in seinem Lehnstuhl gegenüber dem Schrank. Der Regen klatscht gegen die Fenster Scheiben. Die Hagelschlossen prasseln auf das Fensterbrett. Die schwarzen Wolken senken sich immer tiefer über die Erde. Die entfesselten Elemente haben den Hilferuf des Schrankes vernommen ...

Ein krachender Donnererschlag erschüttert das Haus, grellweiß flammt das Streiflicht eines Blitzes vor den Scheiben. Juliana ist mit einem Schreckenschrei emporgeschmetzt. Edmund hat seine Augen mit der Hand bedeckt. Der Blitz hat das schlecht verschlossene Fenster aufgerissen. Eine Feuerzunge schleift zum Fußboden, verschwindet unter dem Schrank, taucht über ihm wieder auf und fließt durch das Fenster hinaus. Die geheime Klappe ist aufgeprungen, dreiunddreißig himmelsblaue Briefe sind vor Edmunds Füße auf den Boden gefallen. Noch ganz verwirrt, ohne recht zu wissen, was er tut, hebt er einen Brief auf, entfaltet ihn, liest einige Zeilen und liest sie nochmals. Ein Zucken geht durch seinen Körper, als ob ein zweiter Blitz ihn gestreift hätte. Er wendet sich an Juliana:



Auf der Theresienwiese

Siegfried Kühnel

„Briefe im geheimen Fach? Seit wann? Hast du sie hingingelegt? An dich gerichtete Liebesbriefe? Was schreibt dieser Eschult? ... mein Leben ... unsere Leidenschaft ... ewiges Glück ... Wer hat die das geschrieben? Hans? Wer ist dieser Hans?“

Die Frau hat sich schon gefaßt. Sie hält das Fenster geschlossen, denn die Schnalle ist abgebrochen. Und sie lacht. Und erklärt:

„Briefe? Ach ja, die Briefe! Wer dachte noch an sie? Es sind Hans Mannes Briefe, mit dem ich mich hätte verloben sollen, ehe ich dich kannte. Er hieß allerdings Ludwig, aber Ludwig gefiel mir nicht, und so nannte ich ihn Hans. Ich weiß selbst nicht, warum ich sie aufbewahrt habe ... Sieh nach, sie haben kein Datum, da er sie mir immer selbst übergab. Eine alte, schon ganz vergessene Weisheit ...“

Es regnet nicht mehr. Das Gewitter hat nachgelassen. Der Wind legt sich. Das Rollen des Donners entfernt sich. Das ganze Zimmer wartet gespannt auf die Antwort des Mannes. Der vom Blitz getroffene Schrank starrt auf Edmund Pastor. Sein offener Mund versucht vergeblich zu sprechen: „Glaubst du ihr? War also mein Opfer umsonst?“

„Stimmt, sie haben kein Datum ...“ murmelt er. „Du hast immer recht. Ich hatte geglaubt ... Ein Verdacht erwachte in mir ... Aber mir scheint, es ist höchste Zeit, diese dümmen Briefe ins Feuer zu werfen ... Ich war ganz ... Das war ein Blitzschlag! Es hat mich viel gelehrt, und er hätte uns beinahe getötet!“

Wieder kracht der Donner, wieder gittert das Haus. Edmund blickt um sich. Der Blitz hat den kleinen Rundfunkschrank um die eigene Achse gedreht. Und der Papagei Toto hat sein Federkleid verloren. Bunter Flaum und bunte Federn wirbeln im Zimmer umher. Juliana hebt Hansens Briefe auf. Ein einziger Brief ist noch in Edmunds Hand. Und auch diesen wird er ihr zurückgeben, damit sie alle verbrenne ...

Ein heikler Vergleichsvorschlag

Ein Bürger in Nürnberg gewann einen Prozeß gegen den Scharfrichter; doch dieser konnte nicht zahlen. Der Anwalt des Bürgers verhandelte mit ihm und sagte schließlich: „Am besten, Sie machen einen Vergleich, wie Sie die Schuld begleichen wollen.“ Der Scharfrichter antwortete: „Am liebsten möchte ich sie an der Familie Ihres Klienten abarbeiten.“

Eine deutsche Antwort

In einem Pariser Salon spottete ein französischer Schriftsteller über die deutsche Sprache und nannte sie eine Sprache für Pferde. Ein gerade anwesender Deutscher erwiderte darauf: „Deshalb können Esel sie auch nicht lernen.“

Ein seltsames Wesen

In einer Berliner Vorortschule erklärte der Religionslehrer den Kindern das Wesen Gottes mit den Worten: „Gott ist ein körperloser Geist.“ Den Jungen mochte jedoch der Unterschied zwischen „Körper“ und „Kumpf“ noch nicht recht klar geworden sein. Jedenfalls gab einer der hoffnungsvollen Sprößlinge in der nächsten Unterrichtsstunde auf die Frage, was Gott sei, dem Lehrer zur Antwort: „Jott ...? Det ist centre, der am Kopp gleich die Berne draanhät!“

Gewissensfrage

Bernard Shaw unterhielt sich in Gesellschaft mit einem als Plagiatör berüchtigten Schriftsteller, der gerade gäusert hatte, er werde in dieser Saison zwei Dramen herausbringen.

Darauf Shaw: „So, Dramen schreiben Sie auch?“

„Ja, ab und zu!“

Shaw: „Zu ... auch!“



Die Stadt

Julius Hühner

DIE STADT

Von Claus Th. Rohner

Voll Unmut windet finster der Kanal
sich durch des Mauerwerks gewohnte Engen.
Man denkt, es müßte ihn noch ganz verdrängen,
so eingedrückt erscheint sein Bett und schmal.

Die Schiffe scheuern an die Uferwand
mit ihren widerspenstig harten Leibern,
als wären sie von unsichtbaren Treibern
aus ihres Lebens stetem Gang verbannt.

Was kümmert es die Stadt mit ihren Massen?
Sie braucht der Schiffe und des Wassers nicht,
und keine Tiefe hemmt den Lauf der Straßen,

die selbst der Brücken wuchtendem Gewicht
wie selbstverständlich nahmen sein Gesicht,
da sie des Ursprungs Bild schon längst vergaßen.

ANTON

Ein Mann kam in ein Hotel
und bat um die Erlaubnis, seinen
dressierten Flos vorführen
zu dürfen. Der Wirt war einver-
standen. Als alle Gäste versam-
melt waren, zog der Mann eine
kleine Dose aus der Tasche und
öffnete den Deckel. „Spring her-

aus, Anton!“ kommandierte er.
Der Flos befolgte ohne weiteres
den Befehl. Dann kommandierte
der Mann: „Spring“ über die
Dose, Anton!“ Aber dies tat der
Flos nicht; er sprang vielmehr
auf den bloßen Arm einer Dame,
kroch ihn hinauf und verschwand

unter dem Aermel. Die junge
Dame war nicht zimperlich; sie
holte ihn wieder hervor und setzte
ihn auf den Tisch. „March zu-
rück in die Dose, Anton!“ kom-
mandierte der erzürnte Mann
strenge. Doch der Flos rührte sich
nicht. Auch mehrere immer härter

gegebene Befehle nützten nichts.
Schließlich nahm der Mann den
Flos auf und betrachtete ihn von
allen Seiten. Dann blickte er die
Dame vorwurfsvoll an und sagte:
„Schändiges Geäulein, das ist
nicht mein Anton!“

81m

DAS TONFILM-ZEITALTER

Geschichtsstunde im Jahre 5000

VON WILHELM LICHTENBERG

Wie sind, meine lieben Schüler, im Geschichtsunterricht bisher ungefähr an das Jahr 2000 herangekommen. Ich wiederhole also: Die Geschichte der Menschheit scheidet sich in mehrere Gruppen, die ungefähr achthundert Millionen Jahre umfassen dürfte: Wir hatten zuerst das Äozoische oder Archäozoische Zeitalter, später dann das Proterozoische Zeitalter, noch später das Spätpaläozoische, und dann die Mesozoische und Känozoische Perioden. Es folgen die vier Eiszeiten, wobei in der letzten bereits das Auftreten des Neanderthalers zu verzeichnen ist. Später dann — bis ungefähr an die Wende des dritten Jahrtausends nach Christi — verfolgen wie das sogenannte Historische Zeitalter mit den ersten, schwächeren Ansätzen zu einer Kultur der Menschheit. In das Jahr 1930 ungefähr fällt die Entdeckung des Tonfilms, welcher den nächsten fünfhundert Jahren in der Entwicklung des Menschen geschlechtes seinen Namen gab. Wir nennen deshalb jene Periode, die auf das Historische Zeitalter folgt — das Tonfilmzeitalter.

Während aber der Geschichtsunterricht bis zu jenem Tonfilm-Zeitalter nur auf Vermutungen, fossile Funde und dürftige Überlieferungen angewiesen ist, sind wir Menschen im Jahre 5000 in der Lage, uns durch Betrachtung der tönenden Streifen aus jener sagenhaften, längst verjunkenen Epoche, ein anschauliches Bild von den Sitten und Gebräuchen dieser sogenannten „Tonfilm-Menschen“ zu bilden. Wir erkennen deutlich, wie diese frühen Erdenbewohner ausgesehen haben, wie sie sich gaben, trugen, was sie bauten, was sie bewegte, und wie hören auch eine Sprache, die heute längst unverständlich geworden ist, weil sie so primitiv war, daß sie sich nur mit unartikulierten Lauten behalf, die sich zuweilen zu einem seltsam unharmonischen, in ihrer Klangwirkung kanibalischen Geklingel verstärkte, zu dem auch seltsame Gliederverrenkungen als sogenannte „Länge“ produziert wurden.

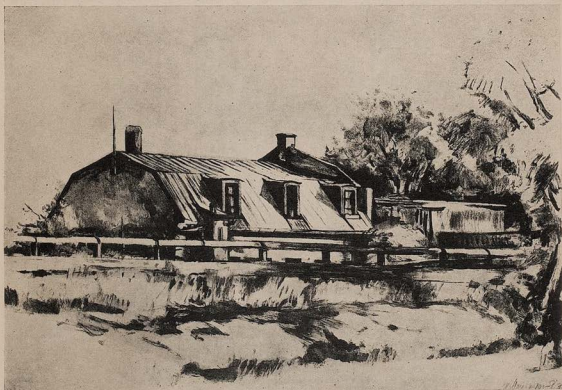
Wir dürfen wohl annehmen, daß die Tonfilme aus jener Zeit ein vollendetes Abbild des damaligen Lebens bieten, und daß die Menschen

um das Jahr 2000 wirklich so waren, wie wir sie auf den tönenden Streifen sehen.

Deshalb verdanke ich jetzt den Saal und verführe um absolute Ruhe. Es rollt ein Tonfilm vor euch ab, der — nach der vorgefundnen Jahreszahl — 1935 aufgenommen wurde. Ich verbitte mir jedes Lachen über diese prähistorischen Menschen um 1935. Denkt daran, daß ihr es mit einem noch sehr gering entwickelten Vorläufer unseres Geschlechtes zu tun habt und daß die niedere Entwicklungstufe dieser Menschen noch lange kein Recht gibt, sich über sie lustig zu machen.

Echon der Titel dieses Tonfilms beweist, daß die Menschen um 1935 nur die allerreinlichsten, animalischen Dinge des Lebens zu erfassen vermochten. Er heißt: „Kuß mich noch einmal!“ Wie sehen also, daß der Tonfilm Mensch keinen anderen Wunsch und keine andere Begierde hatte, als von seiner Liebespartnerin unangeführt gelüßt zu werden.

Jetzt betrachtet euch einmal die Männer aus jener Zeit. Sie trugen sehr viele Kleider und



Vorstadtgärtnererei

H. Mayrhofer-Passau



Die Straße

Eduard Braun

waren bemüht, ihren Körper reslos zu verhüllen, weil sie scheibar so viele körperliche Fehler hatten, daß sie sich scheuten, diese öffentlich zur Schau zu stellen. Hingegen zeigen die Frauen der Konfilmenschen schon ein weitgehendes Bedürfnis, sich möglichst hülsenlos zur Schau zu stellen. Auch eine gewisse barbarische Bemalung aller sichtbaren Körperteile fällt auf, die an die allerfrühesten Zeiten des Homo sapiens erinnert, als er sich ebenfalls noch mit bunten Farbstoffen bemalte, um so seinen ohne Zweifel vorbandenen künstlerischen Drang auf die primitivste Weise zu stillen.

Wir sehen in diesen Konfilm aus dem Jahre 1933 weiter, daß sich die ganze Welt damals nur noch um die Liebe drehte. Andere Sorgen scheint der Konfilmenschen nicht gehort zu haben. Immer wieder kreist in den Schwestern dieser prädestinierten Männer die Sorge, ob sie ihn liebt, ob sie ihm treu ist und ob sie es bleiben wird. Während das Weibchen bemüht

ist, die Beantwortung dieser welterstatternden Fragen mit allen Listern hinauszuschieben. Infolgedessen ist ihr ganzes Denken und Trachten darauf gerichtet, ihre weltliche Einstellung zu dem Männchen ihrer Wahl zu verunkeln und sich erst knapp vor dem sogenannten „Happy end“ — ein Verminnis aus jener Zeit — völlig zu deklarieren.

Wie Hyloisier von 3000 möchten zusammenfassend sagen: Es muß eine glückliche Zeit gewesen sein. Da sich alles um die Liebe drehte, scheinen die Bewohner dieser Erde noch keine Nahrungsorgen gekannt zu haben, auch dürften sie kaum einem Verzug nachgegangen sein, sonst hätten sie wohl nicht Zeit gefunden, sich immer nur mit den wechselseitigen Beziehungen der beiden Geschlechter zu befassen.

Wie lebte der Homo sapiens aus der Konfilmzeit? Man darf aus den vorerzählten erhalten gebliebenen Konfilmern schließen: nicht schlecht. Obgleich, seine Wohnungen waren noch primitiv

und seine Verkehrsmittel an den unseren gemessen lächerlich. Aber dafür blieb ihm auch der eigentliche Kampf um das Leben erspart. Wenn er nämlich nicht gerade liebebsant war, trieb er — wie uns die Konfilme zeigen — Alleteia, die uns Heutigen zwar unverständlich sind, die aber doch im Jahre 1933 allgemeine Heiterkeit verbreitet haben dürften. Gut die Hälfte aller dieser Konfilmenschen sind lustige Typen, die ihr Leben nur auf Schabernack und Unk gestellt hatten.

Zwischendurch sehen wir aber immer wieder eine Horde unbekleideter Mädchen erscheinen — diese scheinen besonders in America heimatisiert gewesen zu sein und man nannte sie „Girls“ —, die alle etwa entstehenden Konflikte durch wüste Gliederverrenkungen wieder in Ordnung brachten. Ähnliche Sitten finden wir um einige Jahrtausende weiter zurück, beim Homo Heidelbergensis, manchmal auch Palaeoanthropus Heidelbergensis genannt, der aber diese geliebten Gliederverrenkungen aus religiösen Motiven und nicht wie der Konfilmenschen zur Schlichtung von Liebeskonflikten vollführte.

Auffallend an den Konfilmenschen ist seiner seine — schon eingangs erwähnte — Gangesfreundlichkeit. Man kann zwar nicht behaupten, daß seine Musik für unsere Ohren besonders hübsch klingt, dem Konfilmenschen scheint sie aber genügt zu haben. Die Musik entstand scheinbar so, daß ein Komponist das noch einmal aufführte, was ein anderer vor ihm schon von einem anderen genommen hatte. Die Menschen sangen allein oder im Duett, von einer Musik begleitet, die offenbar dadurch entstand, daß verschiedenes Kochgeschirr in gewissen Intervallen zu Boden geschlagen wurde. Dabei auch der Name „Schlager“, wie man diese Rieder um 1933 nannte. Die Letzte dieser „Schlager“ beschränkten sich auf sehr einfache Feststellungen. Manchmal waren sie nur Zuträse an alte Schimmel, kräftig anzuziehen, manchmal waren sie simple Abschiedsgrüße an Oudersfigiäre.

Refugium und stets wiederkehrende Zufluchtsstätte des Menschen aus der Konfilmperiode aber war der sogenannte Wiener Heurige. In jedem der auf uns überkommenen Konfilme aus jener Zeit sehen wir, wie der Konfilmenschen immer wieder in so einen Heurigenarten zurückkehrt. Hier scheint sich überhaupt das Wiener Leben abgespielt zu haben, hier wurden Liebeskonflikte ausgetragen, in Ordnung gebracht, Beziehungen getrümpft, gelöst und wieder gemeint.

Allerdings, meine lieben Schüler, darf ich euch nicht verschweigen, daß es Historiker gibt, die allen Erstes behaupten, das Leben von 1935 sei gar nicht so beglückseligt gewesen, wie es uns die Konfilme aus jener Zeit schildern. Hier gehen aber die Meinungen unserer Forscher hart auseinander. Wir können uns nur an das halten, was von der Vorwelt sichtbar und hörbar auf uns gekommen ist. Wir können die Menschen aus jener Epoche nur so sehen, wie sie sich uns selbst gezeigt haben. Und jedes Zeitalter nimmt das Risiko auf sich, so auf die Nachwelt zu kommen, wie es sich in seinen Konfilmern photographieren und synchronisieren läßt.

DIE FAHRKARTE

In einer mittleren Station des Wäldes, desens, dort wo er am sonnigsten ist und nahe dem Meer, stand Ambros Hall in einer gewissen Stimmung und wartete mit unangenehmen Gefühlen auf den Westhof-Expreß.

Niemand von den vorübergehenden und einsam um ihn her stehenden Menschen achtete etwas von dem heftigen Kampf, den Ambros Hall zu einem Entschlusse bringen wollte. Ein Geschäftsfreund, von dem er noch vorzuziehen einen Brief mit der Bitte bekam, sich ein rundes Stämmchen Geld abzuholen, war inzwischen auf geheimnisvolle Weise verschwunden, und so stand man Ambros Hall allein in der fremden Stadt, ohne einen Knopf Geld. „Es ist mir ganz gleich“, dachte er sich, „ich sträube auf alle Fälle ein. Habe ich Glück, komme ich ohne Kontrollzettel zu werden, drei Stationen meinem Wohnort näher. Willst du sogar bis ans Ziel. Ansonsten — na, wie werden ja sehen, welcher Art die Menschen sind!“

Als der Zug kam, stieg Ambros Hall ein, setzte sich in eine Ecke an das breite Fenster, sah sehr gelangweilt aus oder sehr interessiert, wie es der Augenblick und die Nähe oder Ferne des Schaffners erforderte. „Ein kleines Abenteuer, sonst nichts. Eine Probe auf den günstigen Zufall!“ Man hat Hunger und nichts zu essen. Man langweilt sich und nirgends liegt eine Zeitung, aber man findet eine halbverbrannte Zigarette. Das ganze Unternehmen war eigentlich lächerlich. Aber die Menschen zimmern sich die Welt eben für allerlei Affkroben. Und wenn jetzt der Mann käme — und einmal mußte er ja kommen, dann würde er ausgeladen werden. Gut; doch eine Station gewonnen. Vorausgesetzt, daß der Mann ein bonnetter Mensch war. Wenn er es aber mit seiner Pflicht genau nahm? Das konnte vorkommen in diesen Gegenden. Dann würde er ihn ...

Ambros Hall mußte plötzlich lachen. Es würde besser gewesen, er hätte nicht gedacht, denn dieses Lachen sollte magnetisch den Schaffner herüber. Aber Ambros war schon lange mit der Lebensführung in der neuen Welt vertraut, als daß er von jenem Zauber nichts wüßte, der für die richtige Fassung in allen Lebenslagen bürdete. Ohne dieses Zauberlein kann man in dem ewigen Lauf und Ab nicht weiter. Eigentlich hätte er sich entschließen müssen und dem Manne gegenüber sein Gewissen erleichtern.

„Verzeihung, Sir“, sagte der Schaffner, „Sie sind gut aufgelegt. Würdiger lachten Sie so herzlich? Lassen Sie mich teilhaben an Ihrer guten Laune!“

Ambros Hall sah in das glänzende, gutmütige Gesicht. Wundervoll, wie der Zufall spielt, wie ein John in den anderen greift. Die Sache rundete sich. Dieses gutmütige Gesicht war das Modell für einen Wäldblattzeichner. Mund, rotes Näschen, Schnauzer, kleine Augen.

„Warum nicht?“ fragte Ambros. „Weil ich einen Augenblick bitte so! Ihr Gesicht ist

begeistert... so... ja...!“ Ambros hatte einen Notzettel gezogen, den Blei aus der Schublade genommen, einige Etüde...

„Was heißt das? Sind Sie denn von der Zeitung?“ fragte der Schaffner.

„Zeitung?“ fragte Ambros plötzlich. Das Jahrbuch drehte sich. Ein guter Typ, natürlich... „Ja!“ sagte er laut. „Sie haben es erraten! Sie sind ein Menschenkenner!“

Mann vor dem Warenhaus

□ □ Von Fred Endrikot

Ein Mann steht vor dem Warenhaus.

Die Menschen gehen ein und aus.

Sie gehen aus — sie gehen ein.

Der Mann steht draußen ganz allein,

mit einem Händchen an der Hand.

Die Frau kauft drin ein Gummiband.

„Ein kleines Stückchen Gummiband brauch ich“, so sprach sie — und verschwand.

Zuvor gibt sie ihm ganz schamant

die Hündeleine in der Hand.

Lächelt sehr freundlich und verschwand.

Nun kauft sie drin das Gummiband.

Die Glocke schlägt die Mittagstund.

Der Mann steht draußen mit dem Hund

und wartet vor dem Warenhaus.

Die Menschen gehen ein und aus.

Sie gehen aus — sie gehen ein.

Der Mann steht draußen ganz allein,

die Hündeleine in der Hand.

Die Frau kauft drin ein Gummiband.

Der Mann geht wartend hin und her,

sein Magen knurrt — ihn hungert sehr.

Er wandelt her — er wandelt hin,

der Bart spricht ihn schon aus dem Kinn.

Die Glocke schlägt die Vesperstund.

Der Mann steht draußen mit dem Hund

und wartet vor dem Warenhaus.

Die Menschen gehen ein und aus.

Sie gehen aus — sie gehen ein.

Der Mann steht draußen ganz allein,

die Hündeleine in der Hand.

Die Frau kauft drin ein Gummiband.

Dem Manne wuchs bereits ein Bart.

Der Hund hat sich indes gepaart.

Es brach die dunkle Nacht herein.

Noch immer steht der Mann allein,

die Leine in der welken Hand,

lallt wie im Fieber „Gummiband“.

Er wankt mit schlollernden müden Knien —

halb zieht er ihn — halb sinkt er hin.

Es stimmt vor den Augen ihm.

Die Glocke schlägt dreiviertel siem.

Da huscht sie leichtbeschwingt hinaus

zu Mann und Hund vors Warenhaus.

Sie lacht mit strahlend heller Miem.

„Hast du gewartet?“ fragt sie ihn.

Er murmelt schwer und lebensmüde:

„O nein.“ Dann seufzt er — und verschied.

So gingen denn ein Mann nebst Hund

an einem Gummiband zu Grund.

„Oh“, gab der Schaffner zurück, „die Presse ist eine große Macht. Ich weiß davon. Ich kenne mich aus. Die Herren von der Presse gehören zu meinen Stammkunden. Das liegt an der Etüde, und an diversen anderen Zufälligkeiten. Kanne fast alle die großen Namen...“

„Eitel“, dachte Ambros Hall. Er sprach das Wort nicht aus, setzte dafür ein anderes ein: „Bravo!“

Noch eine kleine Weile ging das Gespräch so dahin, zwischen guter Laune, einigen neuen Wägen, die Hall zufällig einsahen, zwischen ein wenig Angst, Aufrichtigkeit und Eitel. Und dann — ja, dann kam die erwartete Frage nach dem Ticket. Natürlich, sie mußte ja kommen. Es war aber schon nach der ersten Station. Eine ganze devote Stimme, die da laut wurde: „Wenn ich bei dieser Gelegenheit vielleicht gleich die Fahrkarte...“

„Haben Sie doch schon!“ wollte Hall sagen. Aber nein, er fand den Satz nicht. Er begann in seinen Gedanken zu suchen. Das Jahrbuch drehte sich weiter. Wird es wieder einen Glücksjahn fassen, oder wird es ihn erwischen? „Himmel!“ sagte Hall und fuhr mit der Hand durch seinen rechten Rockfack, der ganz durch war. Und zwar ganz gründlich. Er zuckte die Achseln. „Da kann ich mir die Mühe ersparen, lieber Freund!“ sagte er, „hätte bestimmt darin das Ticket. Aber das kommt von der schlechtesten Wirtschaft zu Hause. Ihnen geht es sicher besser. Sie haben eine nette Frau, he?“

„Ja!“ machte der Schaffner. Und Ambros bemerkte, wie sich dieses grundgütige Gesicht plötzlich veränderte. Es verhäufte sich die gutmütigen Füge, wurde ernst, ja feindselig, böse. Ambros verstand.

„Auch Zeitungsekte können mal Pech haben, he?“ sagte er. Und man soll nie mit dem Ticket allein reisen.“

„Gut. Wie soll ich das alles glauben?“

„Sehr einfach. Ich bin vom Adler!“ sagte Hall.

„Adler? Western Eagle?“ Das ist mein Leben! Sammele Sachen. Augenblick. Wirb! Sie mal. Sie haben Glück! Drücken Sie nämlich der Wösch vom Adler.“ Der Mann guckte für Sie, und dann ist alles o kay!“

„Mein Wösch?“ fragte Hall und lächelte, wie ihn das Jahrbuch erbaumtend ergriff. Wenn die zweite Station erreicht wurde, dann lieber absteigen! Aber der Zug rast.

„Come an!“ sagte der Schaffner.

Der Zug holte eine wundervolle Wägen gegen Kurve. Er nahm sie so herzlich, daß Ambros schief und schwärzte grazil wie ein Schilfroß im Sturm im zweiten Wagen aus. Er lag seinem Wösch fast in die Arme. Der Mann hatte eben eine Menge Karten, Etüden und Zeitungen um sich ausgebreitet.

„Hallo, Mister Miller!“ rief der Schaffner und flog buchstäblich auf den bekannten Zeitungsmann zu. „Da ist einer Ihrer Leute. Hat kein Ticket und zufällig keinen Anzeig.

Scheint beides verloren zu haben. Sie wissen, ich komme der Presse stets entgegen. Kennen Sie den Mann?"

Der Bof vom „Adler“ sah erst nach einem Blicken mühslich auf. Der Zug hatte wieder die Gerade erreicht. Es war ein langer, bedächtigamer Blick. Bevor er ein Wort sagte, zog er eine Zigarette aus der Rocktasche und ließ sich von Ambros Feuer geben. Ambros hielt den prüfenden Blick stand. Lachte: „Ich bin von der Abstellung für geheimnisvolle Ereignisse in den Prärien, Bof!“ sagte er ruhig.

„Geheimnisvolle Ereignisse. Hm! Was ist das für eine Wertschätzung mit Ihnen. Ohne Liden und Ausweis. Der Teufel noch einmal. Hab Sie nie gesehen. Was machen Sie hier?“

„Auf Reportage. In Warm Spring sollen sich große Geschäfte unter Filmleuten entwickeln. Nach Dorothy sollte eine rätselhafte Sache erlebt haben.“

„So?“ sagte der Herr und sah Hall plötzlich mit scharfen Augen an. „Wie heißen Sie?“

„Hall, Bof. Ambros Hall!“

„Hall, Ambros Hall, wissen Sie was?“

Hall erschrak. In der nächsten Sekunde...

„Ich kann natürlich nicht alle Reporter kennen. Wer hat Sie ausgeschickt? Der nein. Hören Sie zu. Sie steigen in der zweiten Station aus. Verstanden? Ich habe für Sie einen anderen Auftrag!“

„Geris, Bof!“ sagte Hall erleichtert. Die zweite Station, von dort waren es nur mehr wenige Kilometer, wenn er einen Wagen fand, der ihn mitnahm.

Der Schaffner ging mit Hall wieder in den

anderen Wagen zurück. „Herzlicher Besuch, Mäster Hall. Immer unterwegs sein. Was ist mit Miß Dorothy geschehen? Und wer macht Geschäfte in Warm Spring?“

„Hst!“ sagte Hall. „Solange der Bof da ist, kann ich nichts sagen. Abreigen, wollen Sie auch mal in der Zeitung stehen!“

„Ja Ehren, Mäster Hall. Es wäre nett. Aber lieber nicht. Ich heiße Kuderback. Armstrong Georg Kuderback...“

„Ein Name, den man sich merken muß. Hat einen Klang!“ lachte Hall wieder fröhlich. „Und wissen Sie, warum ich vorher so gelacht hatte?“

Aber der Zug hielt eben und der Schaffner verschwand. Als er wieder nach einer großen Weile auftauchte, war die Endstation für Hall nahe. Er kam nicht mehr dazu, seinen Witz zu erzählen. Der Schaffner half ihm aus dem Wagen. Hall eilte rasch dem freien Platz zu. In diesem Augenblick hörte er sich anrufen. Dann stand sein Bof neben ihm.

„H“, sagte Hall, festen Boden unter den Füßen. „Ich danke Ihnen, mein Herr. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Tatsache. Ich bin nämlich gar kein Reporter. Ich hatte nur kein Geld. Ullig, was? Wenn ich mal etwas für Sie tun kann?“

„Was?“ rief der Bof. „Für mich? Haben Sie, lieber Freund, haben Sie ausreichend. Bin nämlich auch keiner. Hatte es nur mit dem Glück probiert. Es gelang. Der Dank ist meinerseits! Für Ihre Freundlichkeit! Und nun guten Tag... Mäster Hall! Einen freundlichen guten Tag. Und weiter Gut Glück!“

Der starke Mann



Fr. Billek

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.-7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlaganstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

Mr. Parkers Idee

Es ist allgemein bekannt, daß der Mensch, obwohl er das einzige Säugetier ist, das Sport treibt, an körperlichen Leistungen unter den Mitgliedern seiner Gattung nur einen recht mäßigen Platz einnimmt. . .

Wir wissen aber auch, daß die beste Jugend der ganzen Welt — nach beschiedenen Ansätzen im grauen Altertum — seit Jahrhunderten damit beschäftigt ist, uns von dieser Schwäche zu befreien. Mit schönem Eifer, jedoch nur geringem Erfolg, denn, ach, ein hartnäckiges Geschick scheint uns auf ewig verwehrt zu haben, auf eigenen Füßen hundert Meter rascher als in zehn Sekunden zurückzulegen, schneller als in einer knappen Minute aus frohlockend durch ebensolche Wasser hindurchzuwühlen, und höhere Luftsprünge als solche über zwei kleine Netze zu machen. . . . Damit haben sich die Weisen unter uns schließlich schweren Herzens abgefunden. Andere aber, ehrgeizige . . .

Mr. Parker C. Peacock, Millionär und Rennstallbesitzer, ist zum Beispiel nicht genügt, diese unwürdigen Ketten, die ihn, einen freien Mann im Staate Pennsylvania, bedrücken, auf sich und Pennsylvania sitzen zu lassen. Er hat seiner Regierung einen Entwurf vorgelegt, in dem er sie im Gegenteil ganz und für immer zerschmettert —, und wenn Mr. Parker recht behält, befristet er es nicht, als was sein großer Entdecker vor längerer Zeit feststellen konnte: daß man ein Ei am einfachsten zum Stehen bringt, indem man es geringfügig an der Spitze beschädigt.

Mr. Parkers Parole lautet: Sportzucht! Darunter versteht er die planmäßige Herauszüchtung einer Sportgeneration durch strenge

Jachtwahl. Der beste Leichtathlet und die Siegerin im Lauf und Sprung, der Tenniscamp und sein weibliches Gegenstück, Eislaufmascaden, deren beiderlei Geschlechte, Meistercavalier und -Gravolier, sollen nach ihrer sportlichen Hochzeit Hochzeit halten — Mithras vom Staat —



Vignette

H. Oswald

und sich fortan im friedlichen Wettstreit zur Herauszüchtung von Olympiasportarten treffen. . . .

Mr. Peacock hat selbst bereits den Betrag von zehn Dollarsmillionen zur Verfügung gestellt, andere Magnaten sind seinem Beispiel gefolgt. Die Behauptung Parkers, durch seine Methode werde sein Land in absehbarer Zeit, also schon Ende des laufenden Jahrhunderts in der Lage sein, alle olympischen Konföderationen überlegen zu gewinnen, hat seiner Idee den patriotischen Widerhall gefunden, das ganze Land hängt heute mit Parker um den Beisatz, den die Regierung erteilen wird.

Soviel bis jetzt feststeht, hat das Sachverständigenrat, dem die Eingabe zugeleitet wurde, vornehmlich in einem Punkte Einwände gegen den Plan erhoben: wird nicht, so fragen die einen Experten befragt, die einseitige körperliche Auslese ein Nachlassen der Verstandeskkräfte bei den Züchtungsergebnissen zur Folge haben? Ein anderer großer Anthropologe hat sogar der Regierung vorgerechnet, daß die Köpfe der heranzugewinnenden Generationen im Verlauf langjähriger an Umfang zurückgehen würden, bis sie u. U. an der Schwelle des neuen Jahrtausends ganz zum Verschwinden kämen. . . .

Aber auch gegenüber diesen Bedenkslichkeiten erwies sich Parker als wohlgenarappt. Die körperliche Überlegenheit der Nachkommen, hat er den Experten mutig und getrost zur Antwort gegeben, werde in diesem Zeitpunkt bereits so groß sein, daß sie Kriese überhaupt nicht mehr nötig hätten. . . .

Claus Brift

Abgeführt

Bremder Bürgermeister (absprechend): „Ihr Friedhof ist ja ganz ansehnlich, aber mit unserm ist er keineswegs zu vergleichen.“

Bürgermeister der Stadt: „Man sagte mir schon, der einzige Teil Ijers Stadt, der zum dauernden Schmiedelassen verladen könnte, sei Ihr Friedhof.“

Kalte Dusche

Theaterdirektor (selbstbewußt): „Wissen Sie schon? Man will eine Zigarette nach mir benennen!“

„Co? Na, hoffentlich wird die besser ziehen als ihre Stücke.“

Heroismus

„Meine Freundin Berta geht nie an einem Spiegel vorbei, ohne schnell hineinzuwinkeln.“

„Coviel Heroismus hätte ich ihr nicht zugestimmt!“

Nichts Gescheites

„Ich hätte, du hättest gern bei den Festen den jungen Bräutigam als Tischherrn. Sagte er etwas Gescheites?“

„Nein, nichts.“

„Co? Er soll doch eine Rede gehalten haben?“

„Ja, das stimmt!“

Selange ich sie in der Tasche trug, hatte ich Glück. Sie gab mir Haltung und Vertrauen. Wenn man keine anderen Sicherheiten bieten kann, so sind das die einzigen Eigenschaften, auf die man Kredit bekommt. Das Geld anderer Leute hat mir eigenes gebracht. Ich habe heute Bilanz gemacht. Mein Bankkonto ist so groß, daß ich keinen Talisman mehr nötig habe. Aus Dankbarkeit schenke ich ihn dir. Verleihe dein Glück. Und wenn er die dein Bankkonto eingebracht hat, verleihe ihn weiter, dem Talisman, damit er auch anderen Glück bringt!"

Dieser freundliche, offenbar sehr geschäftstüchtige Wohlthäter war ein ekelhafter Kerl. Schenkt mir 300 Dollar und verbietet mir unter Androhung eines Unglücks, sie auszugeben. Für Talismane bin ich sehr empfänglich. Aber was tue ich mit einem, der mir nur Kredit verschafft? Mit dem Gelde anderer Leute eigenes Geld verdienen, ist eine Kunst, die ich niemals erlernen werde.

Nach einer schlaflosen Nacht wollte ich es doch mit dem Kredit versuchen. Ich ging zu meinem Verleger. Aber der Talisman in meiner Tasche verhielt sich passiv; ich kehrte ohne Vorstoß nach Hause zurück.

Frauen haben weniger Respekt vor einem Talisman, wenn sie sich einen naheliegenden Vorteil ersiehen. Sie nahm am Nachmittag heimlich die Brieftasche, ging damit zu einem befreundeten Bankbeamten und legte ihm die 300 Dollar zum Wechseln hin.

Es ergab sich, daß die Note eine raffinierte Fälschung war. Ein Glück, daß der Beamte dem Bankdirektor gegenüber meine Frau deckte, und daß der Ehrenrufbesitz unseres zugleich streupellosen und abergläubischen Wohlthäters die Herkunft der Note aufdeckte, sonst wäre sie noch verhaftet worden.

Als mir meine Frau mit tränenden Augen das traurige Ende unserer 300-Dollarnote berichtet hatte, fiel sie mir um den Hals, und in die noch feuchten Augen trat wieder ein fröhlicher Glanz: „Weißt du, Viehler, eigentlich bin ich froh, daß wir den ekelhaften Schein los sind, denn wenn er die Kredit eingebracht hätte, dann wären wir aus den Schulden niemals wieder herausgekommen.“

Soeben erschien:

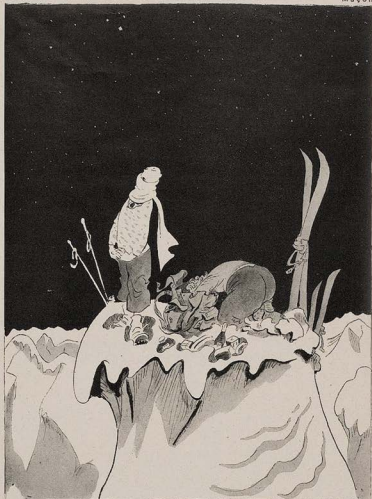
Otto Hofmann**Was ich erlebt – was ich erdacht**

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

„Noch nie war ich mir meiner Bedeutungslosigkeit so bewußt, als angesichts dieser gigantischen Bergwelt.“

„Du solltest öfters ins Gebirge gehen, Egon!“

Bei ihrer lebhaften Phantasie ist sie sich heute noch nicht klar darüber, ob der Teufel die mysteriöse Brieftasche ihr vor die Füße legte, sie zu verführen, oder ob es ein Engel war, der sie warnen wollte, gefundenes Geld nicht für sich zu gebrauchen. Da das Resultat negativ war, so vermute ich, wird der Engel wohl bei ihr den Eing davontagen.

Lehrer: „Und noch einmal? Emil!“

Emil: „Sechzehntel.“

Lehrer: „Und noch einmal? Kurt!“

Kurt: „Hachfisch.“

Ein ganz Kluger

Polizeirichter: „Sie haben also diesen Jungen dabei betrogen, wie er mit einem Steine eine Scheibe des Fabrikgebäudes einwarf, und haben festgehalten, daß diese ganz außerordentlich leichtsinnig war. Inwiefern ganz außerordentlich?“

Polizist: „Sie war von beiden Seiten sehr berechnend.“

Rechenstunde

Lehrer: „Wenn ich dieses Stück Fleisch in zwei Teile schneide, was habe ich dann? Feig!“

Feig: „Hälften.“

Lehrer: „Und wenn ich die beiden Hälften abermals zerschneide? Anton!“

Anton: „Viertel.“

Lehrer: „Und wenn ich es noch einmal tue? Karll!“

Karll: „Achtel.“

STEPTANZ

nach englischer Lehrweise leicht gemacht. Lehrbrief gegen Einsendung von RM 2.- auf Postcheckkonto München 15978

G. Schmelz, München 23

Heimstättenstraße 24



Karl Bartz: „Der Sonnenkönig“. Das Leben Ludwig XIV. Paul Neff Verlag, Berlin.

In der Persönlichkeit Ludwig XIV. findet der in Maßlosigkeit sich ausweitende Zeitgeist, die Unbedenklichkeit in der Wahl aller, der Machtentfaltung dienender Mittel, seinen lebendigsten Ausdruck. Bartz hat es in seinem Werk verstanden, den Sinn dieser Zeit faßbar zu machen, die nur mit ihren eigenen Maßen gemessen werden kann, und in der Unersättlichkeit des Lebensgenusses neben vollblütiger Kraft und männlicher Tapferkeit einhergeht. Der Sensationslusternheit des Spielers freundlich entgegenkommend, hatte die Nachwelt in Schrift und Bildwerk das Wesen des „Sonnenkönigs“ vielfach einseitig nach der Richtung schwelgerischer Lebenslust und verschwenderischer Prachteliebe hin verschoben. Bartz aber schreibt ein geschichtliches Werk, das bei aller Lebendigkeit und Farbigkeit der Darstellung den großen Herrscher erscheinen läßt, den zielbewußten Politiker und tatkräftigen Reorganisator, der Frankreich zur stärksten Macht des Kontinents erhob. A. Wisbeck

Friedrich Sieburg: „Robespierre“. Societäts-Verlag, Frankfurt a.M.

Geistige Durchdringung des historisch Stofflichen, ein scharfer Blick für das Wesentliche und dichterische Kraft des Wortes, zeichnen auch dieses neueste Werk Sieburgs aus. Wie er aus der Flucht verwirrender Erscheinungen, aus den sich überschleudenden Trümmern einer zusammenbrechenden Welt die Gestalt Robespierres herausgreift, zu plastischer Anschaulichkeit bringt, ist meisterliche Kunst. Kaum jemals wurde das rätselvolle Wesen des unbestechlichen, der Starrheit des Prinzips unheilvoll verhafteten, von ewiger Trauer umschatteten Schreckensmannes so tiefgründig erfaßt, wie in diesem Buch. Unüberschreibbar reißt sich die Kluit auf, die den „Menschheitsbeglückter“ vom Menschen trennt, und die sich mit den blutigen Opfern eines Irrwahns füllt. Von der scharfen Beleuchtung des Lebensbildes mit getroffen, erheben sich auch Hintergrund und Umgebung. — Die Beigabe zeitgenössischer Bilder und Handschriftenproben verstärkt die lebendige Vorstellung von Geschehnissen und Persönlichkeiten. A. Wisbeck

Andreas Layko: „Lafayette“. Rascher & Co., Verlag, Zürich.

Aus langjährigem Quellenstudium erstand dem Verfasser das unverfälschte Bild des ewigen Kämpfers Lafayette, des Helden zweier Welten, der sein ganzes schicksalsreiches Leben, vom Jünglings- bis zum Greisenalter, dem Ideal seines leidenschaftlichen Herzens opferwillig hingegeben hat. Überzeugend durch die Beweiskraft unwiderrlegbarer Urkunden, wird der aus oberflächlicher Betrachtung entstandene Makel revolutionären Doppelspiels endgültig vom Lebensbild Lafayettes entfernt. Alle Gedanken, alle Worte, alle Handlungen deuten sich in festschillernder Ergründung und klarer Darstellungsweise nur nach dem einen, dem einzigen Ziele aus: der mißachteten, zertretenen Freiheit des Menschen zu dienen, ihr im selbstlosen Verzicht auf eigenes Glück zum Siege zu verhelfen. Es ist das Buch eines reinen, makellosen Heldenlebens, und es ist die Tragödie des gläubigen, durch eine bestechliche Umwelt traumwandeln Idealisten. A. Wisbeck

Hans Frank: „Eine Pilgerfahrt nach Lübeck“. Novelle. 93 S. Halle & Co., Berlin 1935.

Hans Frank hat jene vier Monate aus Johann Sebastian Bachs Leben, die der Zwanzigjährige im Hause Meister Buxtehudes zu Lübeck verbrachte, zu einer Novelle ausgestaltet. Frank weiß seine Hauptgestalten, den jungen Arnstädter Organisten, den greisen Meister zu Lübeck und dessen elendhafte Tochter, die der Nachfolger Buxtehudes einmal ehelichen soll, recht lebendig hinzustellen, er zeigt, wie Symphonie und Orgelsätze aufkommen und wie der junge Bach, schwankend zwischen Anna Margareta und Maria Barbara, zwischen Gebundenheit und Freiheit, sich zu seinem Wege durchringt; er erzählt diese Episode nicht nur fesselnd, sondern er hebt sie auch ins Bedeutsame. Eines nur scheint uns fraglich: Ob die bekannten Eigenheiten der Frankschen Prosa nicht allmählich zur Manier werden? ... U.

R. Seiffert-Wattenberg: „Aus der Sammlung Oskar Reinhart“. München, F. Bruckmann Verlag.

Seiffert-Wattenberg bietet in diesem Werk den Querschnitt einer der ersten und namhaftesten Sammlungen, die je ein europäischer Privatmann sein Eigen nannte. Von Grünewald über Caspar David Friedrich bis zu Leibl finden wir hier einen solchen Reichtum an Schönheit und Pracht, daß man den fragmentarischen Charakter der Publikation völlig vergißt. Von Poussin über Ingres bis zu Renoir und Cézanne — Kostlichkeiten von unbeschreiblicher Noblesse. Das Verdienstvolle an der Arbeit Seifferts-Wattenberg ist in erster Linie darin zu sehen, daß eine reiche Fülle deutschen Kulturortes wenigstens auf dem Wege der Reproduktion der Nation zurückerobert wurde. Wunderbares, in vielen Fällen unbekanntes und immer wertvolles Material bietet sich dem Künstler und Kunstfreund; wir sehen Prachtstücke unserer größten Romantiker: Friedrichs „Kreidefelsen auf Rüben“, einzigartige Waldmüller und Kobell, einen unsagbar reizvollen Fohr. Wir lernen einen Feuerbach von ekstatischer Unmittelbarkeit kennen und einen Marées von bezaubernder Intensität. Diesen prächtigen Dingen aus unserem heimatischen Kulturkreis stehen schlarmannte Franzosen und saltstrotzende Holländer gegenüber. Neben diesem wichtigen Bildapparat beglückt die Art der thematischen Behandlung der feinsinnigen Einführung und Darlegungen des Herausgebers. In wohlwollendem Gegensatz zu wortschwallreichen Kunstinstrukturen der neueren Zeit gestaltet Seiffert-Wattenberg die literarische Umschreibung des schönen Stoffes zu einer wahrhaft lesbaren und wirklich notwendigen Ausführung, aus der uns die respektvolle Liebe zum Kunstwerk mit jedem Satz als ein schöner Beweis für die hohe Einfühlungsgabe des Verfassers entgegentritt. Alles in allem: ein würdiges und wichtiges Werk, für dessen Zustandekommen wir dem Besitzer aller dieser Kleinodien, dem Herausgeber und dem Verlag Bruckmann unseren herzlichsten Dank aussprechen müssen. R. W. Büchel

Gesoben erschien:

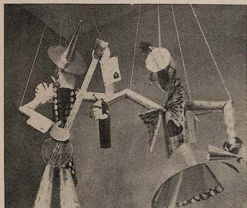
Michel Vomland Der Hupfinger Wasfl geht zum Bauerntheater Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Volksbegeistigung in Verbindung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischen Berges, das durch den Berg in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und Jodeln, Trum und Bran einer Fremdenstation. Die Bauerntruppen sind echt geblieben, wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.



Ein Geschenkuch von befonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Sirth Verlag, München, Serrnstr. 10



Wie wär's mit Schaufenstern?

Man mag über Schaufenster (insbesondere Modehaus-Schaufenster!) denken wie man will, — fotografisch sind sie ein wirklich reiches Betätigungsfeld. Wir wollen also hier ganz „Situationen“ ausschließen, wo wir mit unserer Gattin vor einem solchen „Kundenfänger“ stehen und sie entzückt und begeistert ausruft: „Schätzchen, siehst Du diesen reizenden Hut? Natürlich siehst Du ihn, wenn Du nur hinschauen wolltest. — Weißt Du, einen solchen Hut wünsche ich mir schon lange!“, worauf wir ihr vorrechnen, daß augenblicklich Ebbe im Geldbeutel herrscht oder sie bereits sieben andere Hüte im Schrank habe.

Kurz und gut: Wir wollen uns hier über das Schaufenster von einem Gesichtspunkte aus unterhalten, wo auch das „starke Geschlecht“ freudig einstimmt, weil es ja um die Kamera, um die Jagd auf Motive geht. Und da für derlei Dinge beide Geschlechter zugleich zu haben sind, wäre somit trotz des an sich heiklen Themas eine erfreuliche Brücke geschlagen, die beide zu ihrem Recht kommen ließe.

Nehmen Sie einmal des Abends, wenn die Straßen nach Geschäftsschluß schon ein bißchen unbelebt geworden sind, ihre Kamera zur Hand, um Schaufenster zu fotografieren. Diese Aufforderung soll hier nicht die übliche Methode nach sich ziehen, wo man sein Stativ auf dem Bürgersteig als

Verkehrshindernis aufstellt und nach zehn Minuten Belichtungszeit aufnimmt, daß kein Schutzmann gekommen ist und wegen Verkehrsstörung Tribut forderte. Uns interessiert auch nicht das Gesamte eines Schaufensters mit seinen vielen Kleinigkeiten, sondern uns fesseln Ausschnitte. Dicht, bis an die Fensterscheibe, werden wir also mit der Kamera herangehen, um Teile des Ganzen möglichst groß auf unseren Film zu bekommen.

Wir fotografieren also etwa das Porträt einer Modepuppe, die im Kunstlicht des Schaufensters durchaus wirksam aussehen kann (und vor allem geduldig in immer der gleichen Stellung verharrt), oder wir knipsen kleine Kompositionen aus dem ganzen heraus, die ein findiges Auge bald entdecken wird.

Natürlich arbeiten wir ohne Stativ. Die Belichtungszeiten sind unter Verwendung eines höchstempfindlichen, insbesondere panchromatischen Films (z. B. Perutz-Peromina) so kurz, daß es sich noch um Momentaufnahmen handeln wird. Genaue Zeiten lassen sich nicht angeben, da die Lichtverhältnisse schwanken. Nimmt man für ein mittelhelles Schaufenster und Blende 3,5 etwa 1/10 Sekunde an, so trifft man meist das Richtige. Zeiten bis zu 1/5 Sekunde sind ohne weiteres aus freier Hand zu belichten. Man darf nur nicht aufgeregt sein, sondern muß mit der größten Ruhe vorgehen. Zuschauer bei unserem Tun

dürfen uns auf keinen Fall irgendwie stören; wir sehen sie einfach nicht.

Mit der Kamera gehen wir so dicht an das Schaufenster heran — wenigstens trifft das für die weitaus meisten Fälle zu — daß die Objektivfassung die Schaufensterscheibe berührt. Das hat zwei Vorteile. Wir gewinnen zunächst einen gewissen Stützpunkt, der uns einen sicheren Halt gibt. Wir dürfen nur dabei nicht in Richtung Scheibe ausrutschen, weil wir sonst — U. — auf schnellerem aber sicherem Wege in nächste Nähe zu unseren Motiven befördert werden. Jedenfalls soll man mit Glas keine Kraftproben machen.

Der zweite Vorteil liegt in der Vermeidung von störenden Reflexen. In der Schaufensterscheibe spiegeln sich die Lichter und Reklamen der Geschäfte auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Die Spiegelungen sind sonst nur sehr schwer durch Wahl eines entsprechenden Aufnahmestandes zu vermeiden. Das Bildfeld zu bringen; oft ist das überhaupt nicht möglich. Diese Störflecken schafften wir ganz aus, wenn wir uns mit der Kamera dicht an der Schaufensterscheibe befinden, wie das beschrieben wurde.

Hiermit wären die wichtigsten technischen Punkte ausgeführt. Zu sagen bleibt lediglich noch, daß so ein alltägliches Gebiet doch gestalterische Schule sein kann und in freien Abendstunden zum Schaffen und Entdecken anzuregen vermag. Es sollte auch einmal damit versucht werden. —

(Fortsetzung aus Heft 5)

Für Rollfilm ist dies (oder auch die nächste) Methode voll zu empfehlen. Nur so werden Lutscher, Schrammen und Fingerabdrücke vermieden, die sonst bei der Schalenentwicklung kaum ausbleiben. Für mehrere Entwickler des Handels sind die Entwicklungszeiten bereits in der Gebrauchsanweisung angegeben, so daß auch hier eine Anpassung an dieses Verfahren spürbar wird.

Tageslicht-Entwicklung

Für Rollfilm gibt es im besonderen Dosen, die neben den schon erwähnten Handgriffen, die sich bei Tageslicht ausführen lassen, auch das Einspielen des Filmstreifens in die Dose außerhalb der Dunkelkammer gestatten. Damit wird überhaupt jede Dunkelkammer entbehrlich. Es wäre falsch, aus dieser Automatisierung Schlüsse auf notwendige Fehlergebnisse zu machen; zu berücksichtigen bleibt, daß heute allein die treffende Belichtungszeit, die lieber zu lang als zu kurz sein soll, ausschlaggebend ist. Diese Mechanisierung ist sehr zu begrüßen, zumal noch genug Dinge bleiben, wo Überlegung und bewußte Arbeit ihre Rolle spielen.

Nach der Entwicklung

Die Fixage dient der Auflösung des unbelichteten und demnach auch ungeschwärzten Bromsilbers. Sie dauert gewöhnlich zehn Minuten, wobei zu berücksichtigen ist: Wenn gerade eben das gelbliche Bromsilber verschwunden ist, was sich von der Rückseite des Negativs her beobachten läßt, ist die Fixage noch nicht beendet. Erst danach bilden sich lösliche Salze, die überhaupt eine Auswaschung aus der Gelatine nach erfolgter Fixage gestatten. Bei zu frühzeitiger Unterbrechung der Fixage ist das Negativ nicht haltbar. Die doppelte Zeit bis zum Verschwinden des gelben Bromsilbers ist vielmehr erforderlich.

Nach dem Fixieren wird gewässert und getrocknet. Bei Schalenwässerung wird das Wasser während einer Stunde mindestens achtmal gewechselt. Besser ist Wässerung in fließendem Wasser. Trocknung erfolgt bei Zimmertemperatur, die stets gleich bleiben soll. Platten werden auf einen Trockenbock gestellt, Filme mit Klammern aufgehängt. Überschüssiges Wasser wird vorher entfernt mit einem Bausch aus Filzpapier. Sonst würden an diesen Stellen helle Flecke durch langsame Trocknung entstehen.

Die erste Flugreise

Anton Leidl



Es fängt gut an



Es wird immer besser



Starke Ermunterung



Mir gungst!